

## **Durch die geistige Schau zur Bildung\***

Das theologische Denken als Grundlage der Universität bei John Henry Kardinal Newman und Josef Pieper

Von Till Kinzel

Das große Thema „Glaube und Vernunft“, das sich durch die abendländische Geschichte zieht, kristallisiert sich in besonderer Weise institutionell in der Universität. Welche Implikationen die Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von philosophischer Vernunft und Glauben für das Wesen der akademischen Bildung hat, lässt sich trefflich am Beispiel zweier Autoren zeigen: dem englischen Theologen John Henry Kardinal Newman und dem deutschen Philosophen Josef Pieper.

Beide setzten sich intensiv mit der Frage auseinander, was die Universität ihrer Idee nach auszeichnet und was es also heißt, wenn man das Wort „akademisch“ in den Mund nimmt. Was ist das Eigene des Akademischen im Gegensatz zu allem anderen, das Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen auch noch leisten und auch leisten sollen? Worin besteht der Kern dessen, was in vollem Umfang als akademische Bildung zu bezeichnen ist? Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die von Newman wie Pieper vorgebrachten Überlegungen denkbar weit von den gegenwärtigen Trends im Bereich der Hochschulpolitik mit den völlig unübersichtlich gewordenen Reformen entfernt sind.

*Wir sind Schüler von Aristoteles*

Zunächst sollen in groben Zügen einige wesentliche Punkte der Newmanschen Bildungsvorstellungen in Erinnerung gerufen werden, dann auch Piepers Aktualisierung der Newmanschen Ideen von freier Bildung (liberal education) unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts.

Newmans Gedanken zur philosophischen Bildung finden sich in seiner Schrift „Die Idee der Universität“, die vor etwa 150 Jahren publiziert wurde (Zitate nach der Übersetzung von Edith Stein, die 2004 bei Herder veröffentlicht wurde). Gleich zu Beginn seiner Ausführungen führt Newman den schweren Vorwurf der inutility, der Nutzlosigkeit, an, der gegen die Universitätsbildung erhoben wurde. Denn, so lautete dieser uns vertraut erscheinende Vorwurf, der in anderer Form auch von der Reformpädagogik im Gefolge der Lebensphilosophie wieder erhoben wurde, diese Studien seien weit entfernt von den Beschäftigungen und Pflichten des Lebens.

---

\* Zuerst erschienen in „Die Tagespost“ am 8. November 2007.

In Bezug auf die religiöse Frage weist Newman darauf hin, dass Erörterungen des Wesens der Universität und der Bildung „nicht so delikats und gefährlich sind wie Erörterungen, die unmittelbar das Thema der göttlichen Offenbarung behandeln“. Denn nach Newman ist es für das von ihm vertretene Argument nicht notwendig, die Autorität der Kirche anzuführen; allein Gründe der menschlichen Vernunft und der menschlichen Weisheit seien dafür notwendig. Die Prinzipien, auf die sich Newman stützt, ließen sich „aus der bloßen Lebenserfahrung gewinnen“. Es bedürfe nur des common sense ohne jegliche göttliche Erleuchtung, um zu richtigen Vorstellungen über Bildung zu gelangen. Die Philosophie der Bildung ruhe auf den Wahrheiten der natürlichen Ordnung. Dementsprechend richtet Newman seine Aufmerksamkeit auf das, was abstrakt betrachtet wahr und richtig ist.

Die erste Frage ist die nach dem Status der Theologie als Erkenntnisform. Gibt es theologisches Erkenntnis, ist die Theologie eine Wissenschaft? Diese Frage hängt vorgängig mit jener anderen Frage nach der Erkenntnis der Existenz Gottes zusammen. Der Glaube ist auch ein geistiger Akt, nicht lediglich eine Frage des Gefühls. Für Newman bezieht sich also die Theologie auf etwas Objektives, wenn sie als Wissenschaft anerkannt werden soll. Theologie und Religion als lediglich subjektive Gemütszustände verdienen diesen Status aber gerade nicht, andernfalls könnte man auch, so Newman, Lehrstühle für schöne Gefühle, für das Gefühl der Ehre, für Patriotismus, für Dankbarkeit, für Mutterliebe und Kameradschaft einrichten. Dies aber wäre das Ende des Begriffs der Wissenschaft und damit auch der Universität.

Newman vertritt die Auffassung, „dass alles Wissen ein Ganzes bildet, weil sein Gegenstand einer ist; denn das Universum in seiner Länge und Breite hängt so innerlichst zusammen, dass wir Teil von Teil nicht trennen können und nicht Wirkung von Wirkung, es sei denn in geistiger Abstraktion“. Zwar sind demnach alle Wissenschaften miteinander verbunden; deren gegenseitige Bezüge aber einzuschätzen ist Aufgabe einer Art „Wissenschaft von den Wissenschaften“, die Newman als „Philosophie im wahren Sinne des Wortes“ bezeichnet. Für Newmans philosophische Geisteshaltung ist nun entscheidend, dass sie sich gegen eine Wissenschaftsauffassung stellt, die in wirklichkeitsfremder Weise von bekannten Tatsachen abstrahiert und „Entscheidungen über Tatsachen aufgrund von Theorien“ trifft. Dies wäre aber der Fall, würde man verkennen, dass die „bunte, geschäftige Welt, die vor unsern Blicken ausgebreitet liegt“, zwar physikalisch, aber eben „nicht nur physikalisch“ ist. Demgegenüber betont Newman den Realismus eines Aristoteles, wenn er etwa sagt: „Solange wir Menschen sind, können wir nicht umhin, in weitem Umfang Aristoteliker zu sein, denn der große Meister analysiert nur die Gedanken, Gefühle, Anschauungen und Meinungen des Menschengeschlechts. Er hat uns die Bedeutung unserer eigenen Worte und Ideen gelehrt, bevor wir geboren waren. In vielen Fragen heißt richtig denken,

so denken wie Aristoteles, und wir sind seine Schüler, ob wir wollen oder nicht, wenn wir es auch nicht wissen mögen“.

### *Die Seinsform der Kontemplation*

Im fünften Abschnitt seines Buches kommt Newman auf das „Wissen als Selbstzweck“ zu sprechen. Hier liegt der radikale Kern der Newmanschen Konzeption eines philosophischen Unterrichts an der Universität, denn er fragt nach der Stellung des Nützlichen darin. Dass es Wissen gibt, dessen Zweck allein in sich selbst liegt, hängt für Newman mit der Eigenheit des menschlichen Geistes zusammen, „dass jede Art des Wissens, wofern es nur wirklich welches ist, seinen Lohn in sich selbst trägt“.

Ein solches Wissen ist also nicht bloß ein Mittel zu etwas anderem oder die „Vorstufe für gewisse Fertigkeiten“. Newman leugnet nicht, dass das Wissen selbstverständlich zu einem solchen Mittel werden kann, wie es eben systematisch bei Francis Bacon gefordert worden sei, doch schon durch den bloßen Erwerb dieses Wissens werde ein unmittelbares Bedürfnis unserer menschlichen Natur erfüllt, wie er im Anschluss an Cicero ausführt. Sobald eine Wissenschaft, etwa die Theologie, nicht mehr als Betrachtung gepflegt werde, so Newman, verliere diese zwar nicht ihren Nutzen, aber ihren Charakter als freie Bestrebung. Aus diesen hier nur skizzierten Überlegungen leitet Newman seine Konsequenzen für die Universitätserziehung ab. Newman bedauert nun, dass die englische Sprache kein Wort für die Vollkommenheit des Intellekts bereithält (so wie „Gesundheit“ für den Leib und „Tugend“ für unsere moralische Natur), weshalb er sich dazu entschließt, ihr den Namen „Philosophie“ zu geben. Die Universität hat demnach auch die so verstandene Philosophie zum Ziel ihrer Tätigkeit, also „weder moralische Einwirkung noch technische Erzeugnisse“, sondern „sie erzieht den Intellekt dazu, in allen Sachen vernünftig zu denken, sich nach der Wahrheit auszustrecken und sie zu erreichen“.

Josef Pieper greift in seinem zuerst 1952 erschienenen Text „Was heißt akademisch? oder Der Funktionär und der Sophist“ die von Newman betonte „Nutzlosigkeit“ nicht direkt auf. Erst in einer späteren Ausgabe, die mit dem veränderten Untertitel „Zwei Versuche über die Chance der Universität heute“ erschien, zitiert er Newman direkt, allerdings in Bezug auf die Frage der Notwendigkeit der Theologie für den philosophischen Charakter der Universität. In der Sache jedoch schließt sich Pieper den Newmanschen Gedanken eindeutig an. Zugleich streicht er jedoch auch deutlich den überzeitlich philosophischen Aspekt in besonderer Weise heraus, indem sich ausführlich auf Platon bezieht. Der Bezug auf Platon macht vor allem eines klar: Es gibt nichts Akademisches ohne das Theoretische, wobei dieses Theoretische allerdings nicht verkürzt im

modernen Sinne zu verstehen ist, sondern als Seinsform der Kontemplation als einer Öffnung für das Gesamt der Welt.

Pieper versucht, von den modernen Voraussetzungen her einen Weg zu finden, der zur Anerkennung der Wahrheit jener Auffassung von Mensch und Welt führt, die den Zusammenhang von „Glück und Kontemplation“ nicht aufgibt. Denn wenn das Glück des Menschen damit auf engste verbunden ist, dass die Kontemplation, die theoretische Betrachtung als Lebensweise, nicht aus unserem Dasein verbannt wird, muss alles darangesetzt werden, eine Erinnerung daran zu bewahren, dass man dies einst wusste.

Nun ist aber diese Erinnerung an die Philosophie als theoretische Lebensform (und nicht lediglich als ein akademisches „Fach“ unter anderen) der Punkt, an dem der prekäre Status einer solchermaßen verstandenen Philosophie in der heutigen Universität abgelesen werden kann – und jeder sich philosophisch verstehenden Geisteswissenschaft. Denn unter dem Diktat der Drittmittelinwerbung hat eine vordergründig nicht auf Relevanz abzielende akademische Beschäftigung mit den Fragen, die das Ganze der Welt und des Menschen betreffen, wohl wenig Aussicht auf Wettbewerbsfähigkeit. Doch, so Pieper, „ein nicht vom Philosophieren her bestimmtes Studium ist nicht akademisch“.

Pieper schloss sich ausdrücklich an den, wie er sagt, „einigermaßen aggressiven Satz“ Newmans an, der da lautet: „University teaching without Theology is simply unphilosophical“ (Universitäre Lehre ohne Theologie ist einfach unphilosophisch). Für Pieper steht es außer Frage, dass eine Universität im strengen Sinne, also als eine Institution, „die das Ganze von Welt und Dasein vor die Augen zu bringen beansprucht und verpflichtet ist“, ohne die erkenntnisbegründende realistische Sicht der Theologie schlechterdings nicht existieren kann.

Dem Sophisten ordnet Pieper das „bloß bildungsmäßig Humanistische“ zu; der Sophist, so Pieper, „ist eine zeitlose Figur“, und dies bedeute, „dass der Kampf, den Sokrates-Platon gegen Protagoras und Gorgias geführt haben“, nie zu Ende sei. Die Sophistik ist eine mehr als historische Gegebenheit, und deshalb kann Pieper pointiert sagen: „Akademisch heißt antisophistisch“, mit starkem Bezug auf Platon als den Gründer der Akademie. Der Keim des Sophistischen liegt bereits in dem gegenüber dem Inhaltlichen höher gewichteten „bloß Formalen“. Wesensprinzip des Akademischen ist dagegen nach Pieper „die innere Normierung des Geistes durch die Wahrheit“; der Verfall der akademischen Freiheit kann daher in Piepers Sicht nur von einer Geisteswissenschaft aufgehalten werden, die sich dieser inneren Normierung verpflichtet weiß.

*Wirklichkeit vernehmen*

Das für das Akademische im eigentlichen Sinne gefährliche Phänomen ist eben das, welches das Akademische unter der „Maske des Akademischen selbst“ verrät, und zwar dadurch, dass es nicht auf die „Verehrung vor allem des Seienden selbst“ gegründet ist. Nun wird der Zeitgenosse des 21. Jahrhunderts schon fragen müssen, was das nun heißen solle – „Verehrung“? Verehrung könne doch wohl nicht das Eigentliche der Universität betreffen, als eine Haltung, wie Pieper mit Blick auf Platon sagt, die „von jeder Institution wissenschaftlichen Lehrens und Lernens“ verkörpert werden müsse, die wahrhaft akademisch zu sein beansprucht; da kommen uns eher Begriffe wie Kritik in den Sinn, ja auch das „nil admirari“ des Spinoza mag hier noch eher angehen als die Forderung nach der Verehrung des Seienden selbst. Verehrung heißt nun aber für Pieper tatsächlich das zunächst auch „unkritische“ „schweigend empfangende Vernehmen von Wirklichkeit“, das essenziell zur theoretischen Einstellung gehört.